Am Horizont.

Sensations-Roman von Friedrich Friedrich.

I.

Nahe der Landungsstelle, an der die Dampfschiffe in Kopenhagen anlegen, befand sich in einem alten, niedrigen Hause zu ebener Erde eine Schänke. Seit langen Jahren war dieselbe nur von Matrosen und den am Hafen beschäftigten Arbeitern besucht gewesen, denn Andere wagten sich selten in den düsteren Raum, in dem es meist laut und toll herging, und wo das blanke Messer nur allzu oft gezogen wurde, um einen Streit zu Ende zu führen.

Die Matrosen hatten sich ein gewisses Recht errungen, jeden Fremden, der sich hierher verirrte, hinauszuwerfen, und sie übten dies Recht in einer durchaus nicht schonenden Weise aus. Der Besitzer der Schänke, selbst ein alter Matrose, hatte dies stets in der Ordnung gefunden, und die Hafenpolizei, die hier jederzeit ein Glas Rum oder Korn ohne Bezahlung trinken konnte, hatte nie die Neigung zu erkennen gegeben, sich eines Hinausgeworfenen anzunehmen.

Seit einiger Zeit war dies freilich anders geworden. Kapitäne kehrten hier häufiger ein, seine Herren verschmähten es nicht, hier ein Glas Bier zu trinken, und in der düsteren Schränke herrschte nicht mehr ein so wüster Lärm wie früher.

Der frühere Besitzer der Schränke war gestorben, und eine junge Frau, Orla Feddersen, hatte seit ungefähr einem Jahre die Wirthschaft übernommen. Nach ihren Papieren war sie die Wittwe eines Schiffskapitäns Feddersen, der schon vor Jahren gestorben war.

Orla Feddersen war noch nicht dreißig Jahre alt, eine auffallend schöne Erscheinung. In ihren großen dunklen Augen lag etwas Schwärmerisches, Melancholisches, sie konnten aber auch feurig aufleuchten. Dann zogen sich die fein gebogenen Brauen zusammen, die Lippen preßten sich fest auf einander und zuckten leise.

Die Matrosen hatten anfangs gelacht, als die junge Wittwe die Schänke übernommen hatte, denn sie schien wenig geeignet zu sein, so wilde und zügellose Menschen im Zaume zu halten; war dies doch nur selten dem früheren Wirthe, einem alten in Wind und Wetter gestählten Gesellen, gelungen. Als aber zwei von ihnen in Streit gerathen waren und die Messer gezogen hatten, da war sie unerschrocken zwischen sie gesprungen, hatte einen kleinen Revolver aus der Tasche ihres Kleides gerissen und ihnen denselben entgegengehalten mit der Drohung, denjenigen, der den ersten Gebrauch von dem Messer zu machen wage, niederzuschießen. Ihre Augen hatten dabei so entschlossen geleuchtet, daß an dem Ernste ihrer Drohungen nicht zu zweifeln war.

Betroffen hatten die Streitenden die Messer eingesteckt, und es hatte seit der Zeit Niemand wieder gewagt, in ihrer Gegenwart Streit zu beginnen. Die rohen Matrosen hatten Respekt vor der jungen Wittwe bekommen.

Und noch mehr Respekt verstand Orla Feddersen denen einzuflößen, die nur ihrer Schönheit wegen in die düstere Schänke kamen. Jede Schmeichelei wehrte sie mit ruhigem, kaltem Blicke ab, und als ein früherer Officier sich ihr in vertraulicher Weise zu nähern wagte, wies sie ihn aus dem Raum.

Sie saß gewöhnlich in einem durch den Schanktisch abgeschlossenen Raume. Die Rückwand war zur Hälfte durch ein mit Flaschen und Gläsern gefülltes Regal bedeckt, daneben befand sich eine Thür, welche in ein dahinter gelegenes Zimmer führte. Dies Zimmer war das Wohngemach der jungen Wirthin.

Der Abend nahte, in dem unfreundlichen Raume herrschte bereits Dämmerlicht. An einem Tische neben dem Fenster saßen mehrere Matrosen, welche sich von ihren Reisen erzählten.

Orla saß still, in Gedanken versunken, hinter dem Schanktische, als ein dreimaliges leises Pochen an die Wand in ihr Ohr drang. Rasch erhob sie sich und trat in ihr Zimmer, die Thür sorgfältig hinter sich schließend.

Ein Mann von einigen vierzig Jahren stand vor ihr.

„Guten Tag, Kapitän," sprach Orla, dem Manne die Hand entgegenstreckend.

„Ich komme, um Ihnen Adieu zu sagen und zu fragen, ob Sie mir noch einen Befehl zu geben haben," erwiderte der Kapitän, die Hand erfassend.

„Ist Alles fertig?" warf die junge Frau ein.

„Alles in Ordnung. Die Ladung ist heute Morgen beendet, das Schiff ist bereits in den Außenhafen gebracht und liegt dort vor Anker."

„Und wann wollen Sie aufbrechen?"

„Heute noch, wenn es geht. Der Wind ist von Nordost in Nordwest umgesetzt; da ich indessen nicht glaube, daß er lange Bestand haben wird, so will ich den günstigen Augenblick benutzen."

„Es ist gut," gab Orla zur Antwort, indem sie sich niedersetzte und durch eine Handbewegung den Kapitän aufforderte, auf einem Stuhle Platz zu nehmen. „Ist irgend etwas vorgefallen, was Verdacht erregen könnte?"

„Nichts. Ich bin während der ganzen Verladung auf Deck gewesen und habe die Augen offen gehalten — Alles ist in Ordnung, die Schiffspapiere sind mir ausgefertigt, mich hindert nichts mehr am Auslaufen. Ein Unfall ist freilich gestern vorgekommen, derselbe hat jedoch mit meiner Aufgabe und Ladung nichts zu thun."

„Was meinen Sie?" fiel Orla ein, das Auge neugierig auf den Kapitän richtend.

„Einer meiner Matrosen hat gestern das Bein gebrochen. Ich habe ihn in das Krankenhaus bringen lassen, dort ist er gut aufgehoben. Heute Morgen habe ich bereits einen anderen Matrosen geheuert."

„Einen Fremden?" warf Orla ein.

Der Kapitän zuckte mit der Schulter.

„Was sollte ich machen!"

„Konnten Sie ihn nicht entbehren?"

„Es ging nicht; ich habe ohnehin bereits zwei Mann weniger, als zur Bedienung des Schiffes nöthig sind. Hätte ich die Gewißheit, daß wir acht Tage lang guten Wind behielten, so hätte es gehen mögen, eine einzige Handvoll Sturm würde mich in die größte Verlegenheit gebracht und die ganze Ladung gefährdet haben. Der Mann scheint übrigens tüchtig zu sein, Alexis hat ihn mir sehr empfohlen."

Die junge Frau hatte sich jetzt erhoben.

„Weshalb haben Sie mit mir nicht vorher darüber gesprochen?" fragte sie.

„Ich durfte keine Zeit verlieren und habe mich auf Alexis Empfehlung verlassen."

„Gerade diese Empfehlung gefällt mir am Wenigsten."

„Sie mißtrauen Alexis?"

„Ja!" gab Orla zur Antwort. „Ich habe Ihnen nichts davon gesagt, weil mir noch Beweise für meinen Verdacht fehlen. Alexis ist ein Anderer wie früher, er scheint bemerkt zu haben, daß ich ihn scharf beobachte, und sucht mich nun durch erhöhte Freundlichkeit und Dienstwilligkeit sicher zu machen und zu beruhigen."

Der Kapitän bewegte langsam den Kopf hin und her.

„Halten Sie ihn eines Verraths für fähig?" fragte er.

„Ich mißtraue ihm, das genügt mir vorläufig. An einen Verrath wage ich selbst noch nicht zu denken, er wird denselben aus Furcht nicht wagen, weil er weiß, daß sein Leben dann nicht eine Stunde mehr sicher wäre. Aber er kann unserer Sache abtrünnig werden, und auch das darf er nicht."

Der Kapitän war nachdenklich geworden.

„Jetzt erst fällt mir auf, daß er sich auf dem Schiffe eigentlich mehr zu schaffen machte, als nöthig war," sprach er. „Er war sehr gefällig und dienstbereit, er war vertraulicher als früher."

Ueber Orlas schönes, ernstes Gesicht zuckte ein Lächeln der Genugthuung.

„Es ist mir lieb, daß Sie mir dies sagen," entgegnete sie, „führt Alexis Böses im Sinne, so werde ich es entdecken, denn er ist nicht klug genug, dies zu verbergen. Kapitän, ich brauche Ihnen nicht zu rathen, auf den neuen Matrosen ein wachsames Auge zu haben, Sie wissen, daß Ihr Leben so gut verloren ist, wie das meinige, wenn unser Vorhaben entdeckt wird. Was würden Sie thun, wenn die Ladung Ihres Schiffes entdeckt würde?"

Der Kapitän lächelte ruhig.

„Ich habe für den Fall bereits meine Vorkehrung getroffen," gab er zur Antwort. „Ich werde das Schiff mit Allen, die darauf sind, in die Luft sprengen, und ich weiß, daß keiner unsrem Gegner lebend in die Hände fallen wird. Den Todten lassen sich keine Geständnisse mehr abpressen."

Orla reichte dem Mann die Hand, ihre dunklen Augen ruhten fest in den seinigen.

„Ich wußte, daß Sie so handeln würden," sprach sie. „Aber bieten Sie Alles auf, um uns Ihren Kopf zu erhalten. Sie haben unsrer Sache schon so große Dienste erwiesen, daß ich wünsche, Sie mögen auch den endlichen Sieg derselben erleben. Nun gehen Sie sobald als möglich in See. Sie wissen, wo Sie Nachricht von mir erhalten werden."

„Ich weiß es, aber ich lasse Sie nicht ohne Besorgniß zurück."

„Denken Sie nicht an mich, denn vorläufig ist für mich nicht mehr Gefahr vorhanden wie für Jeden von uns," fuhr die Frau fort. „Ich kenne keine Furcht. Man verlernt dieselbe, wenn man Tag für Tag auf einem Pulverfasse sitzt, man gewöhnt sich sogar an den Gedanken schließlich in die Luft zu fliegen, man darf sich nur nicht ängstlich an das Leben klammern, welches dieser Besorgniß nicht werth ist. Nun, gehen Sie!"

Der Kapitän erfaßte die Hand der schönen Frau und verließ schnell das Zimmer. Er gelangte auf einen halbdunklen Gang. Vorsichtig blickte er sich um, und als er Niemand bemerkte, öffnete er eine Thür und gelangte in eine Nebengasse.

Langsam schritt er dem nahen Landungsplatze zu und schritt auf demselben hin, bis er am Ende desselben ein Boot bemerkte, in dem ein Matrose lang ausgestreckt lag und zu schlafen schien. Ohne den Daliegenden anzurufen, sprang er in das Boot.

Der Schlafende fuhr empor und griff, ohne einen Befehl abzuwarten, nach dem Ruder. Binnen wenigen Minuten hatte sich das Boot aus dem Binnenhafen entfernt und durchschnitt die durch den scharfen Nordost erregte Wasserfläche des Sunds.

Orla kehrte in das Gastzimmer zurück und nahm auf ihrem gewohnten Sitze Platz. Es fuhr ihr doch durch den Kopf hin, daß der Kapitän einen fremden Matrosen an Bord hatte. Sie fuhr einen schläfrigen Jungen, der ihr als Kellner diente und träge an einem Tische lehnte, heftig an, aber sie that dies nur, um ihre Unruhe um so leichter zu verbergen.

Der Raum füllte sich mit Matrosen und Arbeitern, und sie hatte vollauf zu thun, die Gläser für die durstigen Kehlen zu füllen. Sie that dies mit einer geschäftsmäßigen Gewandtheit, als ob sie zeitlebens hinter dem Schänktische gestanden hätte.

Ein Mann mit bereits ergrautem Barte, in der Kleidung eines gewöhnlichen Arbeiters fiel ihr auf. Derselbe war schon seit mehreren Abenden gekommen, hatte sich stets in der Nähe des Schänktisches niedergelassen, hastig einige Glas Bier getrunken und dann den Kopf auf die Hände gelegt, als ob er schlafe. Ihr waren schon am ersten Abende der weiße Hals und die Hände des Mannes aufgefallen, welche zu der Kleidung des gewöhnlichen Arbeiters wenig paßten. Sie hatte den Mann schärfer beobachtet und wahrgenommen, daß er nicht schlief. Das Gespräch der Matrosen schien ihm gleichgiltig zu sein, sobald indessen Jemand zu ihr an den Schänktisch trat, neigte er den Kopf etwas zur Seite, um besser hören zu können.

Sie war nicht im Geringsten mehr im Zweifel, daß die ganze Aufmerksamkeit des Mannes nur auf sie gerichtet war, aber sie verstand sich zu gut zu beherrschen, um nur das leiseste Zeichen der Unruhe zu verrathen. Unbefangen kam sie ihrer Verpflichtung als Wirthin nach, und mit scharfem Auge gab sie Acht, daß keiner der Gäste das Zimmer ohne Bezahlung verließ.

Der Fremde richtete sich endlich empor und blickte sich wie schlaftrunken langsam im Zimmer umher. Er erhob sich langsam und schritt der Thür zu.

„Frederik," rief Orla dem Kellner zu. „Erinnere den Herrn daran, daß er noch nicht bezahlt hat."

Der Fremde trat mit einem halbverlegenen Lächeln an den Schänktisch.

„Ich bin müde und habe deshalb nicht daran gedacht," bemerkte er.

„Ich glaubte, Sie hätten geschlafen", warf Orla ruhig hin, den Mann nur flüchtig ansehend.

„Ihrer Aussprache nach sind Sie keine Dänin," fuhr der Mann fort.

„Ich habe mich auch nie dafür ausgegeben."

„Sie sind auch keine Deutsche?"

„Wenn Sie Schleswig nicht zu Deutschland rechnen, so bin ich es nicht."

„Ah, dann sind wir Landsleute, auch ich bin ein geborener Schleswiger," fuhr der Mann fort, und aus seinen kleinen, scharfblickenden Augen schien jede Müdigkeit geschwunden zu sein. „Woher denn, wenn ich fragen darf?"

„Ich glaube nicht, daß Sie dies sehr interessiren kann," gab Orla kurz abweisend zur Antwort. „Es ist meine Gewohnheit, keinen meiner Gäste zu fragen, wer und woher er ist, und ich glaube, das ist das Richtige."

„Mag sein," entgegnete der Mann, indem er das Geld auf den Tisch legte. „Jeder Mensch hat seine eigenen Gewohnheiten."

Er warf einen prüfenden Blick auf Orla, lüftete flüchtig die Mütze, und verließ das Zimmer. In der Thür wandte er sich noch einmal um, und auf seinem Gesichte war ein boshaftes Lächeln bemerkbar.

Orla gefiel dieser Mann nicht, sein forschender Blick hatte ihn zu deutlich verrathen, daß er kein Arbeiter war. Was konnte ihn bewegen, in Verkleidung hierher zu kommen, wenn es nicht seine Absicht war, sie auszuforschen. Sie war kaum noch in Zweifel, daß er ein Polizeispion war, und dieser Gedanke beunruhigte sie, denn, hatte die Polizei einmal Verdacht gegen sie gefaßt, so konnte sie nicht länger hier bleiben.

Sie setzte sich nieder und ließ den Blick durch das Zimmer hinschweifen, aber keiner der noch wenigen Gäste fiel ihr auf.

Das waren Matrosen oder ehrliche Arbeiter. Dann starrte sie in Gedanken versunken vor sich hin auf den Schänktisch, den Kopf auf die Hand gestützt. Wie war es möglich gewesen, daß die Polizei gegen sie Verdacht geschöpft hatte? Sie war sich bewußt, ihre Rolle als Wirthin geschickt durchgeführt zu haben, und in dem Verkehre mit ihren Vertrauten hatte sie die größte Vorsicht beobachtet. Sollte einer von diesen unvorsichtig gewesen sein? Unwillkürlich dachte sie an Alexis Kokoschkin, der unter dem Namen Alexander Lütken als Agent in Kopenhagen lebte und zu den Eingeweihten ihres Bundes gehörte. Sie mißtraute dem Charakter dieses Mannes, vielleicht machte dies Mißtrauen sie aber auch ungerecht gegen ihn, denn noch hatte sie von seiner Untreue ja nicht den geringsten Beweis.

Wieder pochte es dreimal leise an die Thür.

Sie fuhr aus ihrem Sinnen auf, gab dem Burschen Befehl, darauf zu achten, daß keiner der Gäste sich ohne Bezahlung entferne, und trat dann in ihr Zimmer.

„Ah, Maruschka, Du bist es!" rief sie mit halblauter Stimme einem vor ihr stehenden Mädchen von ungefähr 25 Jahren zu.

Die Genannte hatte ein längliches, bleiches, aber interessantes Gesicht. Ihre Züge waren zu scharf ausgeprägt, um hübsch zu sein, aber sie gewannen einen ungemeinen Reiz durch die leuchtenden, lebhaften Augen. Diese Augen schienen jeden Zug zu beleben und zu beherrschen. Sie war kaum mittelgroß, ihr Körper war zierlich gebaut, aber er war fest und sicher in jeder seiner Bewegungen.

„Ja, ich bin es," sprach sie mit Pathos, um dem Ernste ihrer Worte einen erhöhten Ausdruck zu geben. „Ich komme, um Ihnen zu sagen, daß wir verrathen sind."

„Verrathen!" wiederholte Orla erschreckt und erfaßte krampfhaft fest den Arm des Mädchens.

„Sie, Gregor, Nikolaus, der Kapitän — Alle!" gab Maruschka zu Antwort.

„Durch Alexis?"

„Durch ihn!"

„Der Verruchte!" rief Orla, die feingeschnittenen Lippen fest aufeinanderpressend. „Ich habe mich in ihm also nicht getäuscht!"

„Sie haben ihn nur zu richtig durchschaut," fuhr das Mädchen fort. „Er ist ein Elender!"

Orla war erblaßt, sie stand einen Augenblick regungslos da, dann eilte sie zu beiden Thüren, um dieselben durch einen Riegel zu verschließen. Darauf erfaßte sie den Arm des Mädchens und zog es mit sich auf das einfache Sopha.

„Erzähle mir," sprach sie mit gedämpfter, aber ruhiger Stimme. „Erzähle mir genau — hörst Du, genau, denn ich muß Alles wissen—selbst den kleinsten Gegenstand."

„Ich bin Ihrem Rathe gefolgt, ich habe Alexis Liebe erwiedert, und er glaubt, daß ich ihn liebe. Ich habe ihm gesagt, daß ich bereue, mich Ihnen angeschlossen zu haben, daß die Besorgniß, entdeckt zu werden, mich Tag und Nacht nicht verlasse, daß mein Leben mir zu lieb sei, um es für eine thörichte Sache zu opfern. Ich sei zu der Ueberzeugung gelangt, daß alle Bestrebungen der Nihilisten Thorheit seien, denn sie wurden nie durchdringen, es würden sich vielleicht noch hunderttausend opfern, es würde viel Blut fließen, aber Alles vergebens, denn ihr Ziel würden sie doch nicht erreichen."

„Gut, gut!" fiel Orla leise ein, in nervöser Erregung des Mädchens Hand fest, fast krampfhaft in der ihrigen haltend. Weiter!"

„Er gab mir nicht sofort Recht, aber er widersprach auch nicht, und aus seinen Augen las ich, daß er dachte, wie ich gesprochen hatte. Er sagte mir nur, daß auch in ihm bereits Zweifel aufgestiegen seien. Er fragte mich, ob ich unter allen Verhältnissen die Seinige werden wolle, und ich versprach dies. Heute gegen Abend trafen wir uns wieder. Wir waren in Tivoli. In einer Laube dicht am Wasser, wo uns Niemand hören konnte, sagte ich ihm, daß ich die fortwährende Angst, in der ich lebe, nicht länger ertragen könne, ich klagte über Sie, weil Sie rücksichtslos unser aller Leben auf das Spiel setzten, ich sagte ihm, daß Sie dies Alles nur thäten, um eine Rolle zu spielen, um befehlen zu können, um Ihrer Eitelkeit zu genügen."

„Gut — gut" wiederholte Orla, des Mädchens Hand drückend.

„Da fragte er mich, ob ich mit ihm fliehen wollte. Ich willigte ein. Auf mein Drängen gestand er mir, daß bereits Alles durch die Polizei entdeckt sei."

„Was sei entdeckt?" warf Frau Orla ein.

„Alles—Alles!"

„Maruschka, erzähle mir ruhig — genau."

„Er sagte mir, vor zwei Tagen sei er verhaftet und auf die Polizei gebracht. Man habe ihm gesagt, daß man Alles wisse, daß man ihm aber Freiheit und Leben schenken wolle, wenn er ein offenes Geständniß ablege, und da habe er, um sein und mein Leben zu erhalten, da ja doch Alles verloren gewesen sei, offen gestanden."

„Was hat er gestanden?"

„Daß das Schiff, welches eine Ladung Korn hierhergebracht, mit einer Ladung Petroleum nach Petersburg zurückkehre, daß aber eine Anzahl Fässer, und zwar diejenigen, in deren laufender Nummer eine Drei sich befinde, einen doppelten Boden habe, zwischen dem Dynamit geborgen sei, um diesen so in Petersburg einzuführen. Er habe den Namen des Kapitäns genannt und gesagt, wo das Schiff in Petersburg anlegen und welches Magazin die Petroleumfässer aufnehmen werde. Da gestern ein Matrose des Schiffes ein Bein gebrochen habe und in das Hospital gebracht sei, so habe er dem Kapitän einen Mann an Stelle des Verunglückten empfohlen, der früher Matrose gewesen sei, jetzt aber im Dienste der Polizei stehe. Derselbe habe die Aufgabe, den Kapitän und die Matrosen während der Fahrt genau zu überwachen."

Orla stampfte mit dem Fuß auf und lachte erbittert, halblaut auf.

„Weiter," rief sie, „weiter!"

„Die Polizei weiß, daß Sie die Leitung der nihilistischen Bestrebungen hier in Kopenhagen haben, daß Sie die Sendung des Dynamits besorgt, sie weiß, daß Nikolaus und Gregor in Ihren Diensten stehen, und läßt Sie schon seit einigen Tagen überwachen."

„Ich weiß dies — weiter! Weshalb hat man uns noch nicht verhaftet?"

„Daß Schiff soll erst in Petersburg eintreffen; man befürchtet daß der Kapitän von Ihrer Verhaftung Kenntniß erhalten und die Beweise seiner und Ihrer Schuld über Bord werfen und vernichten könne. Man will sich zugleich Derjenigen versichern, die in Petersburg damit in Verbindung stehen."

„Man wird mich also nicht früher verhaften?" fragte Orla.

„Nein. Aber Sie werden genau überwacht. Alexis will mit mir in einer der nächsten Nächte fliehen. Er sagt, die Polizei habe ihm zwar für sein offenes Geständniß Straflosigkeit zugesichert, aber er traue ihr nicht."

„Er lügt. Aus freiem Antriebe hat er Alles verrathen. Wohin will er mit Dir fliehen?"

„Nach England und dann nach Amerika."

„Er besitzt nichts. Woher hat er die Mittel? Haha! Sie sind der Lohn für seinen Verrath."

„Ich vermuthe es, mochte aber nicht danach fragen," bestätigte das Mädchen.

Orla saß einen Augenblick lang regungslos da und starrte vor sich hin. Kein Zug der Unruhe oder Angst war in ihrem schönen Gesichte zu bemerken. Dann sprang sie entschlossen auf.

„Maruschka, eile zu Nikolaus und Gregor, Du weißt, wo Du sie triffst, und sage ihnen, daß sie mich binnen einer halben Stunde am Ausgange des Hafens an der Ecke der Fischerstraße erwarten," sprach sie.

„Was haben Sie vor?" fragte Maruschka besorgt.

„Frage jetzt nicht. Es ist vielleicht noch Zeit, dem Kapitän Nachricht zu geben. Eile!"

„Ihr Haus wird überwacht."

„Ich weiß es. Sorge nicht für mich, sondern führe meinen Befehl aus. Komm morgen früh wieder. Nun fort—fort!"

Sie schob den Riegel von der Thür zurück und drängte das Mädchen aus dem Zimmer.

„Ich verlasse mich auf Dich!" flüsterte sie ihm zu.

2.

Ungefähr eine Viertelstunde später trat eine Gestalt in der Kleidung eines Matrosen aus dem Hause. Ihr Gang war ein etwas schwankender, wie der eines Mannes, der einige Glas über den Durst getrunken. Sie hatte beide Hände in der Hosentasche, die Mütze war etwas nach hinten gerückt, das dunkelgebräunte Gesicht war durch einen dichten Vollbart eingerahmt.

Sie ging dicht am Hause hin, als sei es ihr darum zu thun, im Nothfalle an der Mauer eine sichere Stütze zu finden, und stieß schon am zweiten Hause fast mit einem Manne zusammen, der dicht an die Wand gelehnt dastand.

Einen Fluch vor sich hin murmelnd, wich sie halb stolpernd aus und schwankte weiter.

Erst als sie in die nächste Straße eingebogen war, blickte sie sich um, und als sie sah, daß ihr Niemand folgte, richtete sie sich fest auf und eilte mit sicheren, schnellen Schritten weiter.

Diese Gestalt war Orla. Sie hatte die Verkleidung gewählt, um beim Verlassen des Hauses nicht erkannt zu werden. Und ihre Vorsicht war nur zu berechtigt gewesen, denn in dem Manne, mit dem sie absichtlich fast zusammengestoßen, hatte sie einen Polizeibeamten erkannt.

Als sie sich der Stelle näherte, wohin Maruschka in ihrem Namen die beiden Vertrauten bestellt hatte, sah sie dieselben in dem Dunkel einer Hausecke stehen, und ihre Verkleidung war so täuschend, daß die Beiden zusammenfuhren, als sie plötzlich dicht an sie herantrat.

„Es ist gut, daß Sie hier sind, denn wir haben keine Minute zu verlieren," sprach sie. „Hat Ihnen Maruschka gesagt, worum es sich handelt?"

„Alexis hat uns verrathen," entgegnete der ältere der beiden Männer, Gregor Solitoff. Er mochte fast vierzig Jahre zählen, eine große, schlanke Gestalt. „Er soll es nicht ungestraft gethan haben."

„Davon später," fiel Orla ein. „Jetzt gilt es den Kapitän zu warnen, wir dürfen nicht eine Minute verlieren, denn er wollte heute noch auslaufen. Gregor, wissen Sie genau, wo das Schiff vor Anker liegt?"

„Ich weiß es, aber ich befürchte, daß wir bereits zu spät kommen."

„Wir wollen unsere Schuldigkeit thun — wir müssen es!" fuhr Orla kurz fort. „Der Wind ist sehr heftig geworden, vielleicht hat er ihn zurückgehalten."

Man hörte, wie die Wellen an das Ufer schlugen. Pfeifend brach sich der heftige Nordost an den nahen Häusern.

„Diese Heftigkeit macht aber auch die Fahrt in einem Boote bedenklich, zumal zur Nachtzeit," warf Solitoff ein.

„Fürchten Sie sich?" fragte Orla, und aus ihrer Stimme klang es wie Spott.

„Ich habe nie Furcht gekannt," gab Gregor zur Antwort. „Ich dachte auch nicht an mich, sondern an Sie."

„Dann kommen Sie. Mein Leben wiegt nicht schwerer als das jedes Anderen."

Sie eilten zum nahen Ufer, schoben ein auf den Strand gezogenes Boot in die schäumende Fluth und sprangen in das Fahrzeug, dessen Ruder unter demselben geborgen gewesen waren. Kräftig stieß Gregor das Boot ab. Es gelang ihm und Nikolaus, das Fahrzeug in die kurze Brandung zu bringen, aber die schwerste Arbeit begann erst. Der fast zum Sturm gesteigerte Wind hatte das Meer aufgewühlt, hohe Wogen schlugen ihnen entgegen. Spritzend ergossen sie sich über das Boot, der Wind peitschte ihnen das Wasser entgegen, sie achteten nicht darauf und arbeiteten mit dem Aufgebote aller Kräfte.

„Es geht nicht!" rief Gregor, um das Heulen des Windes und das Brausen der anstürmenden Wogen zu übertönen.

„Wir kommen kaum vom Fleck, das Boot füllt sich mit Wasser, eine einzige Woge kann das Boot zum Kentern bringen."

„Geben Sie mir das Ruder, wenn Ihre Arme bereits erlahmen," gab Orla zur Antwort.

„Meine Arme reichen aus, aber ich vermag den Nutzen des Opfers nicht einzusehen, wenn wir ertrinken, ehe wir das Schiff erreichen," fuhr Gregor fort.

Auch Nikolaus stimmte ihm bei.

„Ich will zum Schiffe!" rief Orla heftig. „Auch wir würden Verräther sein, wenn wir nicht Alles aufböten, um unsere verrathenen Kameraden von der Gefahr in Kenntniß zu setzen. Gregor Solitoff, lassen Sie mich nicht an Ihrem Muthe zweifeln."

„Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß ich nicht an mich denke," gab Solitoff zurück.

Orla riß die Mütze vom Kopfe, um mit ihr das rasch steigende Wasser aus dem Boote zu schöpfen. Die beiden Männer arbeiteten mit Aufgebot aller Kräfte weiter. Man hörte trotz Sturmes die Riemen knirschen, man hörte die Brust der beiden Rudernden keuchen und stöhnen. Immer mächtiger wurden die Wogen. Sie waren um so gefährlicher, weil sie sich in der Dunkelheit nicht berechnen ließen; mehr als einmal drohten sie das schwache Fahrzeug mit sich in den Grund zu reißen.

„Es ist Wahnsinn!" rief Gregor. „Wir werden das Schiff nimmermehr erreichen."

„Ich will!" rief Orla noch lauter und sprang empor, so daß das kleine Fahrzeug fast umgeschlagen wäre. „Ich will!" wiederholte sie laut. „Ein Verräther, der für sein Leben bangt!"

„Orla, ich dachte an Sie!" gab Gregor zur Antwort.

Die Männer arbeiteten schweigend und mit der Kraft der kalten Todesverachtung weiter.

Es war ein wahnsinniges Unterfangen, mit dem gebrechlichen Fahrzeuge dem Sturme Trotz zu bieten.

Das Boot war bereits mehr als zur Hälfte mit Wasser gefüllt, die Rudernden achteten nicht darauf, und der Sturm erleichterte das Ausschöpfen, denn kaum hatte Orla die mit Wasser gefüllte Mütze über den Rand des Fahrzeuges erhoben, so peitschte er wie Schaum das Wasser in die Luft.

Sie erreichten endlich die Stelle, wo das Schiff vor Anker gelegen, es war nicht mehr zu sehen.

„Es ist fort," sprach Gregor mit dumpfer, gegen die Gefahr abgestumpfter Stimme.

„Täuschen Sie sich nicht?" warf Orla ein.

„Nein."

„Es ist schwer, in der Dunkelheit die Entfernung zu messen."

„Mir ist es recht, wenn wir noch weiter rudern, denn der Rückweg wird nicht besser werden."

Auch Nikolaus sprach aus, daß sie das Schiff erreicht haben müßten, wenn es noch vor Anker läge.

Orla schwieg.

Wie mechanisch fuhr sie fort das Wasser auszuschöpfen.

Das Boot wurde gewandt und Gregor hatte Recht, die Rückfahrt war noch gefährlicher, denn jetzt galt es, das Fahrzeug durch geschickte Steuerung auf dem Kamme der Wogen zu erhalten. Wie eine Nußschale wurde es auf dem erregten Wasser geschaukelt, bald durch eine Woge emporgehoben, um im nächsten Augenblicke mit unwiderstehbarer Gewalt in die Tiefe hinabgezogen zu werden, und doch hob es sich wieder, um demselben wilden Spiele aufs Neue preisgegeben zu werden.

Keiner sprach ein Wort, Jeder von ihnen empfand, daß der nächste Augenblick den Tod bringen könne. Die Nacht erhöhte das unheimliche Gefühl.

Aber das Glück war mit ihnen. Schon wurden das Brausen der Brandung durch das Heulen des Sturmes vernehmbar.

„Nikolaus, übernimm die Steuerung," rief Gregor und gab dem Gefährten das Ruder.

Er trat dicht an Orla heran.

„Gregor, was wollen Sie?" fragte Orla, wie aus tiefem Sinnen aufgeschreckt.

„Nichts—nichts! Aber es ist gut, wenn man in der Brandung beisammen ist," lautete die Antwort.

Schon im nächsten Augenblicke wurde das Boot wie wirbelnd emporgerissen, um dann mit lautem Krach an den Strand geschleudert zu werden. Ein Wogenschwall ergoß sich über die Trümmer des Fahrzeuges.

Gregor hatte Orla erfaßt, und als er sich taumelnd aus den zurückschlagenden Fluthen erhob, hielt er eine Ohnmächtige in seinen Armen.

Mit dem Aufgebote der letzten Kräfte schleppte er sie auf den sicheren Strand, dann sank er selbst erschöpft nieder.

Nikolaus war es, der zu ihm trat und ihn aufrüttelte. Auch er hatte sich aus dem gescheiterten Fahrzeuge gerettet.

Gregor raffte sich auf.

Er rieb der noch immer Bewußtlosen die Schläfen und die Stirn. Den falschen Bart hatten die Fluthen weggespült, auch die Farbe, mit der sie ihr Gesicht bemalt. Ihr aufgestrecktes Haar war durch das Wasser gelöst und hing wirr über das Gesicht. Er strich es zurück, in der Dunkelheit der Nacht fühlte er es mehr, als er es sah.

Orla kam endlich zu sich. Rasch richtete sie sich auf.

„Wo bin ich?" fragte sie.

Schon im nächsten Augenblicke schien ihr Alles deutlich in die Erinnerung zurückgekehrt zu sein.

„Gregor, Sie haben Recht gehabt, die Mühe war vergebens," sprach sie, und es klang aus ihrer Stimme wie eine Entmuthigung. Dies war indessen nur ein flüchtiger Moment, sie hatte ihre volle Ruhe wiedergenommen.

„Wir haben das Schiff nicht mehr erreicht," fuhr sie fort. „Der Kapitän ist einer unsrer getreuesten Anhänger, er darf durch einen schändlichen Verrath nicht zu Grunde gehen. Ein glücklicher Verdacht hat mich zurückgehalten, Alexis in Alles einzuweihen. Er glaubt, daß der Kapitän von hier direkt nach Petersburg segeln wird, er weiß nicht, daß derselbe zuvor in Memel anlegen wird. Gregor, Sie müssen sofort nach Memel reisen, Sie können es durch die Eisenbahn eher erreichen, als der Kapitän, Sie müssen vor ihm dort sein, um ihn rechtzeitig warnen und ihn von dem Verrathe unterrichten zu können, ehe ein fremder Fuß das Schiff betritt. Er hat einen Spion der hiesigen Polizei als Matrosen auf seinem Schiffe und weiß dies nicht."

„Ich reise nicht," gab Gregor Solitoff zu Antwort. „Ich bleibe hier, bis Sie selbst in Sicherheit sind."

„Ich werde für mich selbst sorgen, ohnehin ist die Gefahr für mich nicht so groß, denn die Polizei will uns erst verhaften, wenn das Schiff in Petersburg angelangt ist. Sie müssen reisen."

Orla wurde vom Frost so heftig geschüttelt, daß sie kaum zu reden im Stande war.

„Lassen Sie uns in Ruhe darüber sprechen, denn ich kann ja ohnehin erst morgen früh abreisen," erwiderte Gregor. „Jetzt werde ich Sie heimgeleiten, Sie sind durchnäßt, Sie zittern, die Aufregung und Anstrengung der stürmischen Fahrt waren zu viel für Ihren zarten Körper."

„Erinnern Sie mich nicht daran, daß ich nur ein schwaches Weib bin," fiel Orla ein. „Dieser Gedanke zehrt oft genug an mir und legt sich lähmend auf meine Entschlüsse. Ich will stark sein, und doch haben Sie Recht, ich bin es nicht. Kommen Sie — jetzt möchte ich am Wenigsten erkranken."

Nikolaus lieh ihr seine Mütze, unter der sie ihr aufgelöstes Haar barg, Gregor begleitete sie. Sie mußte sogar seinen Arm nehmen, um sich aufrecht zu erhalten.

Es war spät in der Nacht, die Straßen waren leer. Nur dann und wann begegneten sie einen Nachtwächter, der sich nicht um sie kümmerte.

In der Nähe ihres Hauses angelangt, wollte Gregor vorauseilen, um sich zu überzeugen, ob das Haus überwacht werde.

„Wozu?" warf Orla ein. — „Die Polizei weiß ja, daß wir mit einander verkehren, sie weiß, das wir Nihilisten sind, und woher wir kommen wird sie doch nicht erfahren. Sie wird Sie nicht einmal zurückhalten, wenn Sie mit in mein Haus treten. Der Frost durchschüttelt alle meine Glieder, ich kann mich kaum aufrecht erhalten, und doch möchte ich bei dem Gedanken, daß wir verrathen und doch noch einige Zeit sicher sind, laut auflachen. Die Petersburger Polizei hat telegraphirt, uns noch nicht zu verhaften, sie glaubt uns sicher zu haben und will sich den Kapitän und die mit ihm in Petersburg Verbündeten entgehen lassen. Mir will die Fabel von dem Hunde, der mit einem Stück Fleisch im Maule über einen Steg läuft und sein Spiegelbild im Wasser erblickt, nicht aus dem Sinn. Er hält das Bild für einen andern Hund, er gönnt demselben das Stück Fleisch, das auch dieser trägt, nicht, er will beide haben, schnappt danach und sein eigenes Stück fällt in das Wasser. Weil die Polizei uns Alle fangen will, wird sie gar Keinen bekommen."

Gregor hörte diese Worte kaum, er kannte keine Furcht, aber es war ihm nicht möglich, die gefahrvolle Lage mit soviel Humor aufzufassen. Vielleicht erfaßte er die Größe der Gefahr richtiger.

Der Sturm hatte noch nicht im Geringsten nachgelassen, mit schneidender Kälte kam er aus Norden. Er schien den Polizeiposten, der Orlas Wohnung beobachtet hatte, vertrieben zu haben, denn Gregors scharfes Auge entdeckte Niemand.

Durch eine Thür in eine Seitengasse schlüpfte Frau Orla mit ihrem Begleiter in das Haus ein, führte ihn in ihr Zimmer und, nachdem sie sich überzeugt hatte, daß das Fenster dicht durch einen Laden verschlossen war, zündete sie mit vor Kälte zitternder Hand das Licht an.

„Ich kann Ihnen keine trockene Kleidung geben," sprach sie. „Aber hier ist Rum, Zucker, Wasser — hier ist Spiritus — suchen Sie sich durch Grog zu erwärmen, so gut es geht. Ich kehre in wenigen Minuten zurück und hoffe, Sie werden mir ein Glas Grog aufheben—die Nässe hat mich fast erstarrt."

Sie verließ das Zimmer.

Gregor Solitoff füllte ein Glas mit Rum und leerte es in einem Zuge, denn auch er wurde durch die Kälte geschüttelt. Dann erst füllte er den Theekessel mit Wasser und brannte die Spirituslampe unter demselben an. Der Rum belebte ihn und brachte sein fast erstarrtes Blut wieder in Wallung.

Starr blickte er in die bläuliche, an dem Kessel in die Höhe leckende Flamme. Das Wasser begann leise, Anfangs in abgebrochenen Pausen, zu singen, und dieser Ton weckte Erinnerungen in ihm, die Jahre lang hinter ihm lagen.

Es war eine glückliche Zeit, in der er auch oft des Abends dem Singen des Theekessels gelauscht hatte, so glücklich, daß er kaum noch einen Wunsch für sich hegte.

Er war Advokat in Petersburg und hatte sich durch seine Fähigkeiten und seine Gewandtheit in wenigen Jahren eine glänzende Stellung errungen. Er galt für den ersten Anwalt der russischen Residenz, und er war es in der That, denn die Reichsten und Angesehensten baten ihn um seine Unterstützung, und sein Einfluß wuchs mit jedem Tage, denn Jedermann wußte, daß ein unwandelbares Gefühl der Gerechtigkeit seine Brust erfüllte. Er war seit einem Jahre verheirathet und hielt sich für den glücklichsten aller Menschen.

Da sprach er sich in einer Vertheidigungsrede vor den Geschworenen, um einen Unglücklichen, der unschuldig verhaftet war und schon seit Jahren im Gefängniß geschmachtet hatte, zu retten, in scharfer Weise über die maßlosen Gewaltthätigkeiten der Geheimpolizei aus. Der Eifer riß ihn hin, er schilderte das allmächtige Treiben dieser Polizei, für welche es kein Gesetz und keine Gerechtigkeit gab, die sich nur durch blinden Haß und auch durch die verächtlichen persönlichen Interessen leiten ließ, die manchen rechtschaffenen Bürger ohne Anklage und ohne Urtheil nach Sibirien schickte, nur weil derselbe gewagt hatte, irgend einen höheren Angestellten dieser gefürchteten dritten Abtheilung an die Zahlung einer gerechten Forderung zu erinnern.

Seine Rede machte einen gewaltigen Eindruck; der Angeklagte wurde freigesprochen, und selbst Fremde drängten sich zu Solitoff, um ihm dankend die Hand zu drücken.

Er feierte an diesem Tage einen Triumph seiner Beredtsamkeit und freier Gesinnung wie nie zuvor, und glücklich kehrte er heim.

Während der Nacht wurde sein Haus von Beamten der Geheimpolizei umringt. Polizisten drangen in seine Wohnung, rissen ihn von der Seite seines geliebten Weibes, fesselten ihn und schleppten ihn fort. Auf all seine Fragen, welches Vergehens er beschuldigt sei, erhielt er stets dieselbe Antwort, er werde es wohl wissen.

Er wußte es in der That. Er hatte auf die unerhörten Gewaltthaten der Geheimpolizei hingewiesen, das war sein Verbrechen.

Er wurde auf eine der kleinen Inseln im finnischen Meerbusen gebracht, und es wurde ihm gesagt, daß er dort bis auf Weiteres zu bleiben habe. Er wußte, was diese Worte: „Bis auf Weiteres" bedeuten; sie konnten Jahre umfassen, vielleicht ein ganzes Menschenleben. Zu seiner Ueberwachung war ein Polizeibeamter zurückgelassen.

Auf der kleinen Insel befanden sich nur wenige elende Fischerhütten. Dort blieb er ohne Verkehr mit gebildeten Menschen, ohne Beschäftigung. Es war ihm nicht untersagt, mit seiner Frau brieflich zu verkehren. Er schrieb ihr wiederholt, oft ohne ein Wort der Erwiederung zu erhalten, denn seine Briefe waren seiner Frau nicht übergeben. Dies hätte er freilich voraussehen können. Vergebens versuchte er zu fliehen. Der Polizeibeamte überwachte ihn auf's Strengste, und die Fischer waren selbst durch die größten Versprechungen nicht zu bewegen, ihm bei der Flucht behilflich zu sein. Es war ihnen gesagt, daß sie mit ihrem und der Ihrigen Leben für den Gefangenen hafteten.

Solitoff war der Verzweiflung nahe, und mehr als einmal hatte er den Entschluß gefaßt, dem elenden Leben ein Ende zu machen. Nur der Gedanke an sein unglückliches Weib hielt ihn von dem Schritte zurück.

Da las er nach einigen Monaten in einem Zeitungsblatte, welches ein Zufall ihm in die Hände führte, denn auf der kleinen Insel war er abgeschlossen von aller Welt, daß sein geliebtes Weib kurze Zeit nach ihrer Entbindung von einem todten Knaben aus Kummer und Gram gestorben sei.

Er raste vor Schmerz. Aber jetzt dachte er nicht mehr daran, sich das Leben zu nehmen; er hatte für Niemand mehr zu fürchten. Rächen wollte er sich an den brutalen Gewaltthätern, rächen für alle die Tausende, die durch sie schon in das Elend gestürzt waren. Noch hatte er in Petersburg viele und einflußreiche Freunde; auf deren Hilfe rechnete er. Er hoffte auf das Gerechtigkeitsgefühl des Czaren. An ihn richtete er ein Schreiben, in dem er nicht allein das ihm widerfahrene Unrecht schilderte, sondern alle Gewaltthaten der Geheimpolizei, die ihm bekannt waren mittheilte und zugleich nachwies, welche maßlose Erbitterung das Treiben dieser allmächtigen Polizei im ganzen Volke hervorgerufen habe. Durch Bitten bewog er den einen der Fischer, der mit seinem Boote nach Petersburg fuhr, dies Schreiben mitzunehmen und einem seiner Freunde zu übermitteln, damit dieser dasselbe in die Hände des Czaren zu bringen suche.

Schon nach wenigen Tagen kamen Beamte der Geheimpolizei auf die Insel. Wie ein schwerer Verbrecher wurde er gefesselt und fortgeführt nach einer fernen Stadt. Als er dort in ein dumpfes Gefängniß gestoßen wurde, wurde ihm höhnend nachgerufen, er habe die Macht der Geheimpolizei ein wenig unterschätzt, da er geglaubt habe, der Czar werde je einen Brief empfangen, der nicht zuvor durch ihre Hände gegangen sei. Man wolle ihm nun hinreichend Zeit lassen, über die Thorheit seiner Unternehmens nachzudenken.

Er hatte Zeit. Nur in Einem irrte die Polizei. Er gehörte nicht zu den Charakteren, die durch das Elend mürbe zu machen waren.

Zwei Jahre lang brachte er in dem Gefängniß zu, ohne Verhör, ohne vor einen Richter gestellt zu werden. Die Geheimpolizei war ja sein Richter. Da gelang es ihm, aus dem Gefängniß zu entfliehen. Unter unsagbaren Beschwerden erreichte er die deutsche Grenze, er würde freudig die zehnfachen Entbehrungen für die unschätzbare Freiheit ertragen haben.

Sein ganzes Lebensglück war vernichtet. Und wenn man ihm sein geliebtes Weib und seine Stellung hätte zurückgeben können, er hätte das Glück nicht mehr wie einst unbefangen genießen können, das ihm widerfahrene Unglück hatte einen tiefen Stachel, einen unauslöschbaren Haß gegen seine Gewaltthäter in ihm zurückgelassen.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischtes.

— Der jetzige Garnisonstand der deutschen Armee erstreckt sich auf 304 Garnisonen. 39 dieser Garnisonen stellen sich über einen Bestand von 2000 Mann. Nur zwei jedoch ragen über den Mannschaftsbestand von 10,000 Mann hinaus. Es sind dies Berlin und Metz, wovon die erste 17,813, die letzte 14,441 Mann Garnison besitzt. Seit dem Jahre 1879 hat für Metz, als es damals nur 10,793 Mann Besatzung enthielt, eine Verstärkung um 3640 Mann stattgefunden. Straßburg hat im Gegensatz hierzu seit 1880 eine kleine Verringerung der Garnison von 9048 auf 8968 Mann erfahren. Mainz besitzt 7712, Köln 7655, Koblenz 6353, Königsberg 6383, Magdeburg 6068 Mann Garnison. Mit den Garnisonen von Potsdam 6580 und Spandau 4339 Mann können in Berlin unmittelbar 28,732 Mann concentrirt werden.

— Der „Reichshund" ist seit einiger Zeit krank. Fürst Bismarck hat ihn daher der Berliner Thierarzneischule zur Behandlung übergeben und der Wärter Müller hat die specielle Pflege des treuen Thieres übernommen. „Tyras" logirt nicht etwa mit den anderen ordinären Kötern in dem Hunde-Lazareth, er hat vielmehr sein Lager in der Wohnung des Wärters Müller aufgeschlagen. Vor ein paar Wochen machte Tyras, getrieben von allzu großer Sehnsucht nach seinem Herrn, einen Fluchtversuch, er wurde jedoch bald wieder eingefangen und zu seinem Krankenpfleger zurückgebracht.

— Die Kosten des Aufwandes der französischen Gesandtschaft bei den Krönungsfeierlichkeiten in Moskau haben vielerlei Kommentare hervorgerufen, so in England die schäbige Abfindung des Herzogs von Edinburg, eines königlichen Prinzen, mit 4000 Pfund Sterl. (80,000 M.) für den gleichen Zweck. Um den französischen Anspielungen pour et contre entgegenzutreten, hat man soeben die Berechnungen des Herzogs von Morny, welcher das kaiserliche Frankreich derzeit bei der Krönung des letztverstorbenen Czaren vertrat, veröffentlicht. Dieselben beziffern sich auf runde 1,096,700 M. Der Herzog nahm neunzehn Pferde und acht Wagen mit, unter diesen fünf Staatskarossen. Jeden Tag speisten, die Dienerschaft mit eingerechnet, dreiundneunzig Personen an seiner Tafel. Er gab acht offizielle Diners und zwei große Bälle. Die äußere Illumination des von ihm bewohnten Gebäudes betrug 7840 Mark. Er bezahlte seine Waschfrau mit 3 Mark für ein Tischtuch und mit 1 Mark 25 Pfennig für ein Hemd zu waschen. Es ist wahr, daß der Herzog von Morny persönlich ein sehr gutes Geschäft oder wenigstens sehr gute „Nebenverdienste" bei dieser Gesandtschaftsmission machte. Denn während er alle diese „Posten" auf Rechnung des Staates und der kaiserlichen Regierung setzte, nahm er eine ungeheure Menge Wein mit sich, den er zollfrei in Rußland einführte und dann mit tüchtigem Profit dort „absetzte"; und wiederum brachte er zahlreiche kostbare Pelze mit sich zurück nach Frankreich, welche er hier verkaufte. Natürlich kann der Herzog von Edinburg, dem nur „lumpige" 80,000 Mark für alle Ausgaben und allen Aufwand erlaubt sind, diesem Beispiel nicht folgen und muß, wenn er comme il faut auftreten will, aus seiner eigenen Tasche beisteuern.

— Von Tag zu Tage, schreibt die Wiener „N. Fr. Presse", vergröbert sich der Ton, in welchem die Organe des Fürsten Bismarck, seine Zeitungen wie seine Minister-Collegen, mit und von dem deutschen Reichstage sprechen. Wird eine Interpellation wegen der nordschleswig'schen Optantenfrage gestellt, so schreitet der Minister Scholz aus dem Sitzungssaale mit der Erklärung, daß er die Beantwortung der Interpellation ablehne; beginnt eine Abstimmung, so ergreift wider allen Brauch derselbe Minister das Wort, behauptend, daß für ihn als Vertreter der Regierung die Geschäftsordnung des Hauses nicht bindend sei. Es sind nur Formalitäten, um die es sich dabei handelt, aber die Gereiztheit, mit der sie herausgekehrt, und die verletzende Art, mit der sie hinterher in den Blättern der Regierung commentirt werden, lassen kaum mehr eine andere Deutung zu, als daß es darauf abgesehen sei, einen schroffen Bruch herbeizuführen, der einer Auflösung des Reichstages zum Vorwande dienen soll. Auch zu Beginn der Confliktszeit, als im preußischen Abgeordnetenhause der Präsident Bockum-Dolffs dem Minister Roon dadurch, daß er sein Haupt bedeckte, das Wort abschnitt, gehörten derartige Herausforderungen zur Signatur der Lage, sie waren die Vorboten des nahenden Ungewitters, und wenn es gestattet ist, aus analogen Vorgängen der Vergangenheit für die Gegenwart Schlüsse zu ziehen, so darf man wohl sagen, daß zwischen der heutigen Stimmung im Verkehre zwischen Parlament und Regierung und jener vor der Conflictszeit eine unheimliche Aehnlichkeit besteht.

— Die Auflösung der Schweizergarde in Alexandria und Port Said war auf Ende des Monats Mai von maßgebender egyptischer Seite anbefohlen worden. Die Mannschaft wird, wie man aus Alexandria schreibt, bis Ende Mai besoldet und mit einer kleinen Entschädigung (wahrscheinlich einem Monatssold) gratis bis Marseille oder Genua spedirt. Reglementsgemäß hätte zwar die freie Rückbeförderung bis Genf zu geschehen, wo auch die Anwerbungen stattfanden. Auch verlange die Mannschaft eine zweimonatliche Entschädigung, gleich den bereits entlassenen Garden. Die Zukunft werde zeigen, ob die egyptische Regierung dem Begehren der Schweizer entspricht; im Nichtfalle ständen ohne Zweifel einige der bekannten interessanten „Scharmützel" als Schlußscene bevor. Als Ersatz der Schweizergarden werde in den nächsten Tagen eine Abtheilung ausgedienter englischer Soldaten eintreffen.

— Ueber die ungünstigen Aussichten in der juristischen Laufbahn in Deutschland wird berichtet, daß es jetzt nahezu 900 Assessoren giebt, die auf feste Anstellung warten, und daß von Denen, die bereits 2½ Jahren ihr Examen gemacht haben, nur wenige im letzten Jahre sechs Wochen lang besoldete Beschäftigung erhielten.

— Die Gelehrten sind bekanntlich über die Höhe der Sonnentemperatur uneinig, und es schwanken, wenn wir nicht irren, deren Angaben über diesen Punkt zwischen 2000 und 100,000 Grad. Sir William Siemens in London, dem die Königin neuerdings die Baronetswürde verlieh, tritt jetzt mit der Behauptung auf, die Temperatur der Oberfläche der Photophäre übersteige 3000 Grad nicht, und sei somit keine höhere, als die eines Hochofens oder des elektrischen Lichtbogens. Bei einer höheren Temperatur, heißt es in dem betreffenden Vortrage, würde nämlich an der Oberfläche des Sonnenkörpers keine Verbrennung stattfinden, weil sämmtliche Bestandtheile der Photophäre sich in zusammenhangslosem Zustande befänden. Auch würden beim Sonnenlicht die violetten Strahlen überwiegen und dieses Licht blau sein, was mit dem Absterben aller Pflanzen auf der Erde gleichbedeutend wäre.

— Der englische Henker, so wird aus London geschrieben, Herr Marwood ist ein sehr populärer Mann geworden, in England wenigstens, seit er zwei der schlimmsten Mörder, des Lord Cavendish und des Mr. Burke, in die Ewigkeit befördert hat. Unmittelbar nach der Hinrichtung des Curley mußte er wieder den irischen Canal überschreiten, erst nach Tauneon, dann gings nordwärts nach Glasgow, wo zwei Mörder buchstäblich auf diesen vielgeschäftigen Herrn warten mußten. Es war nämlich nöthig, ihre Hinrichtung um einige Tage aufzuschieben, um Marwood Zeit zum Reisen zu geben. Seine Tour nach Glasgow war von Carlisle an eine Art Triumphfahrt. Die Leute strömten nach den Stationen, um den großen Mann zu sehen, lugten in sein Coupe und Viele bestanden darauf, die Hand zu schütteln, welche für Brady und Curley die Schlinge gedreht hatte. Marwood, so schreibt ein Correspondent, war von diesen seltsamen Ovationen sehr geschmeichelt. Er ist übrigens ein gesprächiger, leutseliger Herr, auf seinen Beruf beinahe stolz und bereit, seine Erfahrungen und Eindrücke in ungeschminkter Weise mitzutheilen. In seinem Gepäck befanden sich die Stricke, die er in Irland an Brady und Curley gebraucht hatte. Er ist in seinem traurigen Handwerk sehr geschickt, er hat die Maschinerie erfunden, welche durch einen hohen Fall vom Gerüst den augenblicklichen Tod des Verbrechers ermöglicht.

— Bei der Krönung Alexanders II. war die Presse fast gar nicht vertreten und am wenigsten hatte man daran gedacht, die Journalisten einzuladen. Ein Correspondent der „Times" soll damals zwar, man weiß nicht wie, in die Himmelfahrtskirche eingedrungen sein, und der Kaiser soll ihn bei seinem Eintritt, um die Ceremonie nicht zu stören, in einen Raum, wo die Czaren früher dem Gottesdienst beiwohnten, haben drängen lassen. So wohnte damals die Presse der Krönung bei. Diesmal sind 67 Journalisten, russische und fremde, offiziell als solche anerkannt worden, indem man ihnen ein Abzeichen, auf welchem das Wort „Correspondent" russisch und deutsch (zu großem Aerger der Franzosen) steht, anheftete. Von diesen Journalisten durften 11 (6 Russen und 5 Fremde) der Krönung selbst beiwohnen. Diese Beschränkung war schon dadurch geboten, daß die Himmelfahrtskathedrale nur 440 Plätze enthielt und von diesen 300 für die Großfürsten und russischen Würdenträger, 16 für die fremden Prinzen, 24 für die außerordentlichen und 6 für die ordentlichen Botschafter reservirt waren.

— Ueber die Ausschreitungen der polnischen Juden wird aus Paris berichtet: Vor etwa Jahresfrist hatten sich bei dem Baron Rothschild in Paris in kurzen Zwischenräumen in Summa etwa sieben- bis achthundert polnische Juden gemeldet, die angesichts der ihnen in der Heimath drohenden Verfolgungen ausgewandert waren. Herr v. Rothschild nahm sich damals der armen Flüchtlinge lebhaft an und verschaffte ihnen in Gemeinschaft mit einigen anderen Geldmännern Unterkunft und Broderwerb. Die Mehrzahl von ihnen wurde theils in Baracken, theils in unbewohnten Häusern des Boulevard Ornano untergebracht. Denen, die nicht rasch genug Gelegenheit zu ausreichendem Verdienst fanden, gewährte man überdies kleine Unterstützungen an baarem Gelde und Lebensmitteln. Die Einwanderer zeigten sich bis vor Kurzem sehr dankbar für die ihnen bewiesene Humanität. Neuerdings aber glauben sie sich, wie es scheint, über Vernachlässigung beklagen zu dürfen. Am 27. Mai fanden sich ihrer fünfzig vor dem Hotel Rothschild ein und heischten Geld. Der Hausmeister suchte ihnen begreiflich zu machen, daß diese Art des Massenbettels höchst unzulässig sei und wußte sie schließlich in der That zum Rückzug zu bewegen. Andern Morgens aber in aller Frühe stellten sie sich wieder ein, diesmal in noch verstärkter Zahl, und forderten mit erhöhtem Ungestüm Brod und Geld. Durch immer neue Zuzüge verstärkt, machten sie Miene, das Hotel zu stürmen. Es blieb nichts anderes übrig, als die Polizei zu Hilfe zu rufen, die denn auch die Zudringlichen rasch zerstreute.

— Unter der Ueberschrift: „Die Bajonett-Allee" widmet das „Wiener Tagblatt" dem Einzug des Czaren in den Kreml einen Artikel, dem wir Folgendes entnehmen: Kein Blumenstrauß war auf der langen Straße zu sehen, auf welcher der Czar seinen feierlichen Einzug in Moskau hielt. Denn unter den Blüthen konnte sich eine kleine Kugel, mit Dynamit gefüllt, verbergen, und die Polizei verbot daher die Bouquets. Hinter den grünen Büschen, mit denen die Balkone geschmückt werden, konnte irgend eine Höllenmaschine versteckt werden, und die Polizei verbot daher diese Zier. In dem Griffe eines Sonnenschirmes konnte ein Lauf mit Pulver und Blei stecken, die Polizei verbot daher den Frauen das Mitnehmen von Sonnenschirmen. Das Tragen von Stöcken wurde den Männern untersagt, denn es hat ja auch Stockflinten gegeben. Eine Flasche Wein mitzunehmen, das galt schon als ein halbes Verbrechen, denn welche zerstörenden Stoffe konnten nicht in dem grünen Glase verborgen werden? In den Häuserzeilen längs des Weges, den der feierlich prächtige Zug nahm, waltet die Polizei seit vielen Tagen ihres Amtes. Keller und Canäle sind besetzt, um das Legen von Minen zu verhüten. Alle Gemächer sind begangen worden und jedes Möbelstück wurde sorgfältig untersucht, ob nicht eine Attentatsvorrichtung darin sich berge. Die Dächer und die Rauchfänge sind besonders bewacht, damit nicht von oben sausend durch die Luft irgend ein Projectil den Zug treffe. An die Fenster als Zuschauer werden nur Personen zugelassen, für welche der Hausherr die Bürgschaft übernimmt und die von der Polizei als ruhige und ordentliche Unterthanen agnoscirt werden. Bei ihrem Eintritte in die Häuser werden sie — Männer und Frauen—von Polizeiagenten in Empfang genommen und einer genauen Leibesvisitation unterzogen, ob sie nicht irgend ein Mordinstrument bei sich tragen. Denn jedes Fenster kann zu einer Schießscharte werden, jeder Balkon zu einer Batterie, jedes Dach zu einer Redoute, jeder Keller zu einer Pulverkammer, jeder Canal zu einer Spreng-, jedes Gasrohr zu einer Flattermine. Die Freude hat mit der Angst die Symbole getauscht....

— Dieser Tage vollzog sich die vermuthlich größte Feuerversicherung in Deutschland, die jemals abgeschlossen worden ist. Der Hamburgische Staat hat seine Mobiliar-Werthe für die vorläufig auf 25 Millionen Mark geschätzte Summe gegen Feuersgefahr versichert. Unter Anderem ist hierbei die Stadtbibliothek mit 3½ Millionen Mark angesetzt worden.

— Wie die neuesten statistischen Auszüge nachweisen, existiren im Amtsbezirk von Karlstadt (bayerisch Unterfranken) nicht weniger als 21 Gemeinden, welche gar keine Gemeindesteuern zu erheben brauchen und überdies noch Nutzungen aus den Gemeindewaldungen verabreichen. Weitere 10 Gemeinden zahlen unter 50 pCt. Umlagen und nur 5 tragen mehr als 100 pCt.

Aus Moskau.

Die Kaiserin schritt im Krönungsreih'n,
Umgeben von Glanz und Pracht.
Daß Pracht und Glanz so wenig freu'n,
Einst hätt' sie nicht es gedacht.

Mit einem Krönlein war ihr Haupt,
Das zarte, schön geschmückt.
Sie hätt' es einst wohl nicht geglaubt,
Wie solch' ein Krönlein drückt.

Gestickt mit Silber war und mit Gold
Zu reich ihr Prachtkleid fast.
Ihr war es, als ob zu Boden wollt'
Sie beugen diese Last.

Geschmeide trug sie von Edelstein,
Wie keines auf Erden mehr.
Wie köstlich die Steine mochten sein,
Sie schienen zu tragen schwer.

So schritt dahin die Kaiserin,
Umgeben von Glanz und Pracht;
An Manches hat sie in ihrem Sinn,
Vielleicht an dies auch gedacht:

Wie ist doch glücklich die ärmste Maid
Heut in des Volkes Schaar,
Mit frohem Sinn, in leichtem Kleid
Und Wiesenblumen im Haar.

Durch die Blume.

„Also wenn ich ihm gut zu Rath bin, so läßt Er die Injurienklage gegen sei, nen Nachbar stecken!"

„Und warum, Herr Doktor, wenn ich fragen darf?"

„Seh' Er, wenn ich die alle verklagen wollte, die mich schon injurirt, haben, da hätt' ich viel zu thun."

„Das ist bei Ihnen etwas ganz Anderes, aber ich kann mich nicht so ohne Grund einen Spitzbuben schelten lassen!"

Sinnsprüche.

Viele Schriftsteller schreiben blos weil sie in der Tinte sitzen.

Die Hände mancher Leute werden immer schmutziger, je mehr eine Hand die andere wäscht.

Moralische Ohrfeigen machen auch rothe Backen.

Gut calculirt.

„Wie, was, Ihr habt schon wieder zwei Schweine gestohlen und ich habe Euch doch schon das letzte Mal nur absolvirt unter der Bedingung, daß Ihr die Schweine bezahlt? Habt Ihr denn das nicht gethan?"

„Doch, doch, Herr Pfarrer!"

„Aber warum stehlt Ihr dann schon wieder? Denn absolvirt werdet Ihr natürlich doch nur, wenn Ihr auch dafür den Eigenthümer entschädigt!"

„Das ist schon richtig, Herr Pfarrer! Aber in diesem Falle mache wenigstens ich den Preis, wenn ich jedoch das Schwein kaufe, so macht der andere den Preis!"

Geistesgegenwart.

Vater: „O Du ungezogener Junge, Du! Gestern erst habe ich Dir das neue Pferd gekauft, und heute hast Du schon den Kopf abgebrochen! Komm' Du mir nur wieder und bitte mich um Etwas, da kannst Du jetzt lange warten!"

Karl: „Bitte, bitte, lieber Papa, hau' mich durch!"

Der Lichtblick.

Ein durch seine fortwährenden Geldverlegenheiten bekannter Besitzer einer Irrenanstalt fungirt vor Gericht als Sachverständiger über den Geisteszustand eines Mannes, dem, auf Antrag seiner Verwandten, die Verfügung über sein Vermögen abgesprochen werden soll.

Der Arzt glaubt den Größenwahn konstatiren zu können und veranstaltet noch ein letztes Verhör mit dem Kranken, um das Gericht von seiner Ansicht zu überzeugen.

„Sie haben ein großes Schloß bauen lassen", spricht er ihn, scheinbar auf seine Wahnideen eingehend, an, „und wollen jetzt eine wohlthätige Stiftung von zehn Millionen machen: ist dem so, lieber Freund?"

„Allerdings, das ist für mich übrigens nur eine Bagatelle!" ist die Antwort.

„Wenn Sie nun so reich sind, vielleicht borgen Sie mir auch einmal Tausend Thaler, da ich gerade in Verlegenheit bin."

„Na, hören Sie mal an, Herr Doktor!" antwortete der Untersuchte, in einem plötzlichen lichten Augenblick — „da müßte ich doch wirklich verrückt sein, wenn ich Ihnen Tausend Thaler borgen wollte!"

Frauenzimmer und Weibsbild.

Vor Zeiten fand der Hausherr immer
Zu seinem Trost die Frau im Zimmer,
Weshalb er Beide gern verband;

Doch später fand zu seinem Graus
Er nur des Weibes Bild zu Haus,
Wodurch das andre Wort entstand.

Scheinbarer Widerspruch.

(Ein Herr, aus der Badecabine tretend, geht an dem Bademädchen vorüber, ohne ihr ein Trinkgeld zu geben.)

Bademädchen: „Kömmt der Mensch aus dem Bade und ist so schmutzig!"

Eine theuere Frau.

Bauer (in der Eisenbahnrestauration): „Sechs Seid'l hab' i' jetzt schon 'trunk'n, und in a' Stund kommt erst der Zug, wo mei' Alte mitkommt; dös san also aa no' drei Seid'l. 's is do' schrecklich, was mi' mei' Alte a' Geld kost't!"

Die guten Brüder.

(Morgens.) Carl: „Du Jakob — Du könntest mir einen Gefallen thun. Sei doch so gut und fahr' heut' hinaus nach Borsdorf und halt für mich beim Müller um die Hand seiner Tochter an."

(Abends.) Carl: „Jakob, warst Du draußen?"

Jakob: „Ja — ich war schon draußen — aber weißt Du, sie hat mir selber g'fallen — und da hab' ich für mich d'rum angehalten."

Carl: „No — nachher macht's auch nix."

Kasernhof-Blüthen.

Unteroffizier (zu einem Soldaten): „Nun, wird's bald? Heraus mit der Sprache! Was hat er zu seinem Kameraden gesagt? Rede Er frisch von der Leber weg!" — Lieutenant: „Nur 'raus damit, — wozu hat Er denn seine Leber?"

Der ehrliche Makler.

In das Geschäftslocal eines berliner Banquiers tritt ein Galizier im langen Kaftan, mit unter der Kappe hervorquellenden Löckchen und bittet, unter Vorzeigung eines Päckchens halbzerfetzter und beschmutzter Empfehlungen um eine Unterstützung zu seiner Reise nach Carlsbad.

Der Banquier wirft einen Blick auf die Papiere, nickt und reicht ihm einen Thaler aus der Ladenkasse; der Petent verbeugt sich und geht.—

Kaum ist er hinaus, als ein hiesiger jüdischer Mann, der bisher vor der Thür gestanden, hereintritt und in wartender Position vor dem Tische verharrt.

„Nun?" redet ihn der Banquier an, „was wollen Sie?"

„Ich wollt' bitten um etwas Makler-Gebühr, Herr Commercienrath—ich hab Ihnen den Mann da nämlich zugeführt!"